

Tagung „Heimat(en)? Migration aus theologischer Sicht“ am 31.08.2013 in Bern

Vortrag „Fremde Heimat. Zum Verlassen, Suchen und Finden von Heimat“

„Solang du in dir selber nicht zu Hause bist, bist du nirgendwo zu Haus“, heißt es in einem Lied von Peter Horton. Der Refrain ist Ausdruck des Menschen, der auf seiner Lebenswanderschaft nach seinem Selbstsein sucht und es nur in sich finden kann. Auch wenn wir von Heimat als vom Ort unserer Herkunft sprechen, ist es ja nicht der reale Ort, sondern der erinnerte Ort, von dem wir sprechen. Auch wenn wir von Heimat als dem Ort unserer Sehnsucht sprechen, ist es nicht ein realer Ort, sondern ein Hoffnungsort, so wie wir ihn uns vorstellen, so wie er in uns ist. Heimat gibt es nur in der Gegenwart, sei es als erinnerte oder als erhoffte, als erfahrene oder vermisste. Heimat ist ein Stück Fließgleichgewicht im Fluss des Lebens, der dieses Fließgleichgewicht wieder auflöst und in dem sich immer wieder ein neues bildet.

Es ist so etwas wie ein Urschema des Menschseins und der Menschheit: Der Mensch, der am Beginn seines Lebens in sozialen Räumen aufwächst, die ihn prägen und ihm Geborgenheit geben, der diese Heimat dann verlässt, weil er dort nicht mehr leben kann oder will, der sich neue Heimaten (warum gibt es eigentlich keinen Plural von Heimat?) sucht, in der Hoffnung dass seine Suche irgendwann in einer bleibenden Heimat zur Ruhe kommt.

Das gleiche Schema finden wir in der Theologie der Heilsgeschichte. Der Paradieszustand am Anfang, die Vertreibung aus dem Paradies, die beschwerliche Wanderschaft in der Erwartung, ins gelobte Land zu kommen, das es aber in der ersehnten Idealität auf Erden nicht gibt und nicht geben kann und das deshalb als himmlische Heimat ersehnt wird.

Das gleiche Schema finden wir in politischen Ideologien, etwa im Marxismus, aber auch in vielen Filmen und Romanen: Ein Glückszustand am Anfang wird durch ein katastrophisches Ereignis erschüttert. Eine Zeit des Kampfes, der Ungewissheit, Zerrissenheit beginnt, eine Suche nach Verarbeitung der Katastrophe, der Wiederherstellung von Gerechtigkeit und der Suche nach einem neuen Friedenszustand, der am Ende auch erreicht wird.

Es ist immer das gleiche Schema: die geborgenheitsstiftende Heimat, die verloren geht, die dadurch notwendig gewordene beschwerliche Wanderschaft, die aus der Suche nach immer neuen, gewissermaßen kleinen Heimaten besteht, getragen durch die Hoffnung auf die große zukünftige Heimat, die am Ende dann auch erreicht wird. Es ist das Schema des Menschseins und der Menschheit.

Daraus ergibt sich das Schema meines Vortrags:

1. Heimat als Herkunft

Mit Heimat verbinden wir zunächst den Ort unserer Kindheit. Dabei meint „Ort“ mehr als nur eine geographische Lokalität. Es ist der soziale Ort, in den ein Mensch hineingeboren wird und in dem die frühesten Sozialisationserlebnisse stattfinden.

Heimat als Beziehungsraum, in dem sich die Persönlichkeit eines Menschen bildet und seine Identität prägt. Heimat als Geborgenheitsraum, mit dem man vertraut ist, in dem man die Gepflogenheiten des Zusammenlebens kennt und die Binnensprache der Einheimischen spricht. Heimat als Erfahrungsraum, der einen bestimmten Lebensrhythmus hat, in dem regelmäßig wiederkehrende Feste gefeiert werden, Heimat als Erinnerungsraum, in dem biografisch einschneidende Erlebnisse stattgefunden haben: der Großvater der dort gestorben und beerdigt worden ist usw. Heimat ist nicht nur der geographische Ort und auch nicht nur der soziale Ort der Herkunft an sich, sondern die innere Bindung an diesen Ort. Die Dimension der emotionalen Geborgenheit spielt bei diesem Verständnis eine wichtige Rolle.

Diese Bindung kann im Lauf des Lebens ihrer Kraft verlieren. Der Ort, an dem ein Mensch seine eigene Familie gründet, kann über einen langen Zeitraum zu seiner neuen Heimat werden.

Vergessen wir aber auch nicht, dass viele Menschen gibt, die Heimat in diesem Sinn als Geborgenheitsraum nie erfahren haben, weil der Ort, an dem sie ihre Kindheit verbrachten, von Krieg und Gewalt zerrissen war. Die Heimat im geographischen Sinn ist dann nicht die Heimat im emotionalen Zellen, sondern ein Ort der Angst und Verzweiflung, die Hölle auf Erden.

2. Verlust der Heimat – Leben in der Fremde

Heimat als sozialer Raum ist verlierbar; sei es durch erzwungene Migration oder durch selbst gewählten Wegzug. Man wird dadurch zum Heimatvertriebenen oder zum Heimatverlassenden, in jedem Fall zum Heimatlosen. Der Gegenbegriff zu Heimat ist Fremde als das Un-Heimliche, Unvertraute. In der Fremde repräsentieren Erinnerungsstücke die verlorene oder verlassene Heimat.

In Basel gab es Ende 2011 / Anfang 2012 eine Reihe von 7 Abendveranstaltungen unter dem Titel „Heimat-Abend“. In der Ankündigung dazu heisst es: „Auch kleine Dinge können Heimat bedeuten: Der Geruch eines vertrauten Menschen. Die Hausschuhe, die man schon lange wegwerfen sollte, aber es doch nicht tut. Der Anblick eines bestimmten Baumes. Die ersten Kirschen. Ein bestimmtes Brot. Eine Melodie. Eine bestimmte Art ein Wort auszusprechen.“ Heimat im Fragment.

In der Geschichte des Volkes Israel ist die Polarität von Heimat und Fremde ein sich durchziehendes Grundmotiv. Die Herausführung aus dem Sklavenhaus Ägyptens, die Beheimatung im gelobten Land und die Erfahrung des Exodus und der babylonischen Gefangenschaft sind prägend für das kollektive Gedächtnis dieses Volkes. Doch gerade im fremden Land, an den Strömen Babylons, wo die Israeliten nach Psalm 137 saßen und weinten, wo sie von ihren Peinigern gezwungen wurden, ihrem Herrn ein fröhliches Lied zu singen und wo sie sich fragten „Wie könnten wir des Herrn Lied singen in fremdem Lande?“ Gerade hier in der Fremde besannen sie sich auf eine nicht-geographische, viel größere und unverlierbare Heimat.

Hier entstand die jüngere der beiden Schöpfungserzählungen, die am Anfang der Bibel überliefert sind: die Erzählung von der Erschaffung des Himmels und der Erde in sieben Tagen. Diese Erzählung ist nicht nur von ihrem Inhalt, sondern auch von ihrer Funktion her zu verstehen. Sie will den verzweiferten heimatvertriebenen Israeliten den Blick dafür weiten, dass sie auch in der Fremde in Gottes Heimat sind. Es

wird ihnen gesagt: „Schaut in die Herrlichkeit des Sternenhimmels in die Ordnungen der Natur und schaut euch selbst als Ebenbilder Gottes an. Ihr seid in einem guten Lebenshaus, auch hier in der Fremde. Gott gegenüber gibt es keine Fremde. Wo Gott ist, ist euer zu Hause - und Gott ist überall. Deshalb singt dem Herrn ein fröhliches Lied und freut euch an der Geborgenheit in ihm.“

Diese Schöpfungserzählung ist von ihrer Aussageabsicht her gesehen kein Weltentstehungsbericht, sondern existenzieller, seelsorgerischer Zuspruch. Er besagt: Heimat ist nicht räumlich zu verstehen, sondern relational. Als Aufgehobensein in der unaufhebbaren, lebenstragenden Bindung an Gott.

Im Blick auf dieses Aufgehobensein werden die nach Babylon entführten Israeliten in Jer 29,7f aufgefordert, sich dort in der Fremde eine neue Heimat zu suchen, sich zu integrieren: „Baut Häuser und wohnt darin, pflanzt Gärten und esst ihre Frucht, und nehmt Frauen und zeugt Söhne und Töchter ..., Damit ihr dort zahlreicher werdet. Und sucht das Wohl der Stadt ... Und betet für sie zum Herrn“.

Im Exil kommt es übrigens auch zu einer fundamentalen Veränderung im Gottesdienstrhythmus: Zu Hause, im Heiligen Land, hatte man die Begegnung mit Gott vorwiegend zu den Festen und zu familiären Übergangsriten gesucht, wie es auch heute viele Menschen tun. In der Fremde dagegen, ohne die Geborgenheit einer umfassend heiligen Lebenswelt, wurde den Israeliten die *wöchentliche* Begegnung mit der göttlichen Gegenwart wichtig. Man kann darin die Geburtsstunde des regelmäßigen Sonntagsgottesdienstbesuchs sehen; als Suche nach spirituellen Wurzeln in der Fremde.

Heimat als Aufgehobensein in der unaufhebbaren, lebenstragenden Bindung an Gott - auch in der Fremde. Genau das ist auch das Grundmotiv der Geschichte von Abrahams Migration. Er bricht auf aus seiner Heimat im Vertrauen auf Gottes Verheißung und Führung. Der Segen Gottes schafft ihm Heimat. Der Segen Gottes ist seine Heimat. Mit Gott überschreitet Abraham Grenzen. - Aber auch umgekehrt: mit Abraham überschreitet Gott Grenzen. Er offenbart sich im Übergang. Gott bestimmt sich an fremden Orten – und nicht nur im angestammten Land Abrahams.

Die Erfahrung der Wanderschaft prägt das Selbstverständnis des Volkes Israels von hier aus durch die Jahrtausende. Die Kirche hat dieses Selbstverständnis von Israel geerbt. Auch sie versteht Heimat nicht als etwas statisch-orthafte, sondern als etwas prozessual-geschichtliches unter dem Motto: „Vertraut den neuen Wegen.“ Nach Hebr 11,13 sind die Glaubenden Gäste und Fremdlinge auf Erden, unterwegs zu ihrem Vaterland. „Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebr. 13,14).

Heimatlosigkeit in der Zeit als Weg zur ewigen Heimat, die nicht erst am Ende dieses Weges steht, sondern als Verheißung hier und jetzt die Kraft zum Gehen gibt. Die Kirche als wanderndes Gottesvolk. Ihre Heimat liegt in der Bewegung der Wanderschaft. Wer stehenbleibt, verliert die Heimat. Tradition heisst demnach nicht Festhalten an Vergangenen, sondern Bewahrung der Kontinuität auf dem Weg zum Neuen. Oder um es mit Thomas Morus, dem englischen Staatsmann aus dem 16. Jh zu sagen: „Tradition heißt: Das Feuer hüten und nicht die Asche aufbewahren“.

Eine weitere alttestamentliche Schlüsselerzählung für unser Thema ist die Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies. Sie erklärt die Heimatlosigkeit, das Leben in immer neuen Zwischenzuständen zum Urzustand des Menschen. Besonders in der ersten Hälfte des 20. Jhs hat man diese Erzählung in einem existenzialen Sinn, d.h. bezogen auf den Lebensvollzug des einzelnen Menschen gedeutet. Hier kommen die beiden Schemata, die ich am Anfang des Vortrags beschrieben habe, das lebensgeschichtliche und das heilsgeschichtlichen - unmittelbar zusammen:

Nach Paul Tillich lebt der Mensch zunächst im ursprünglichen paradiesischen Zustand der „träumenden Unschuld“, man könnte auch sagen: der vorreflexiven Heimatlichkeit. Aber dieser Zustand ist ein goldener Käfig. Er hält den Menschen gefangen, ohne dass ihm das bewusst wird. Denn er hindert ihn an der Selbstwerdung, an der Verwirklichung seiner selbst. Zur Selbstverwirklichung muss der Mensch aufbrechen aus dieser, ihn in Watte einhüllenden Heimat – und das ist mit Angst verbunden. Geht der Mensch den Weg der Selbstverwirklichung, dann „fällt“ er aus der Essenz, d.h. aus der Unmittelbarkeit der Selbstidentität heraus, in die Existenz. Das Wort Existenz von lat. „ex-istere“ bedeutet das Aus-sich-heraus-Stehen des Menschen, das immer neue Herausgehen aus dem Bei-sich-Sein, also eine Entfremdung von sich selbst. Aber das ist ein notwendiger Schritt zur Selbstwerdung, wie bei einem Kind, das sich vom 4. Lebensjahr bis zur Pubertät und darüber hinaus aus der Symbiose mit den Eltern unter zum Teil heftigen Ablösungskonflikten frei macht, um durch Entfremdung Autonomie zu gewinnen.

Heimat ist nicht einfach vorgegeben, sondern auch aufgegeben. Als Vorgegebene kann sie die Personwerdung des Menschen sogar hemmen. Es braucht den Exodus, den Weg über die Entfremdung von der angestammten Heimat, den Aufbruch aus der träumenden Unschuld. Und das ist mit Schmerzen verbunden. Dieser Entfremdungsschmerz ist der notwendige Preis für das Zu-sich-selbst-Kommen. Wer sein Leben gewinnen will, der muss durch diesen Verlust hindurch gehen. So steht es in Mk 8 (34-37). Folgt man dieser Logik, dann steht Heimat nicht am Beginn, sondern eher am Ende des Lebensweges. Sie will gewonnen oder sagen wir eher: als Geschenk empfangen werden.

3. Heimat als Zukunft

Das ist der Gedanke, den Ernst Bloch im Blick auf die Geschichte der Menschheit so kraftvoll entfaltet hat. Heimat ist ihm zufolge das, was „allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.“ Heimat ist das noch Ausstehende, das von dort her, aus der Zukunft – wie die Sonne in Platons Höhlengleichnis – in die Gegenwart scheint – und zwar in die Kindheit. „Kindheit“ ist für Bloch nicht etwas Vergangenes, sondern etwas Gegenwärtiges. Dort – im Kind in uns, in unseren kindlichen Phantasien und Träumen – haben wir einen Vorgeschmack davon. Aber das ist eben nur ein Vorgeschmack und noch nicht die verwirklichte Form der Heimat.

Der berühmte Satz Blochs steht ganz am Schluss seines Hauptwerks „Prinzip Hoffnung“. Ich lese ihn noch einmal, zusammen mit den vorhergehenden Sätzen, um die politische Vision zu zeigen, in die er eingebunden ist: "Der Mensch lebt noch überall in der Vorgeschichte, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie

beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfaßt und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat." (PH, 1628)

Es geht also um die von Menschen heraufgeführte Überwindung ihrer Entfremdung im ökonomischen, sozialen und politischen Sinn. Heimat ist, wenn umfassende Gerechtigkeit herrscht. Heimat ist kein Ort, sondern gerade der Nicht-Ort der Geschichte. Der U-Topos, die Utopie, die durch den Umbau der Welt angestrebt werden muss. Heimat bezeichnet nicht *Herkunft*, sondern zu erkämpfende *Zukunft*. Heimat ist, wo der Mensch nicht mehr entäußert, nicht mehr außer sich, sondern endlich ganz bei sich und bei den Produkten seiner Arbeit ist, wo die Spaltung von Essenz und Existenz, von Subjekt und Objekt überwunden ist.

In diese Überwindung der Entfremdung ist für Bloch auch die Natur miteinbezogen. Er spricht mit Marx von der Naturalisierung des Menschen und der Humanisierung der Natur und meint damit die Vision einer menschen- und naturgerechten Gesellschaft. „Die vergesellschaftete Menschheit im Bund mit einer ihr vermittelten Natur ist der Umbau der Welt zur Heimat.“ (PH, 334)

Und in „Experimentum Mundi“, seinem Alterswerk, schreibt Bloch dann etwas kryptisch, aber sehr nachdenkenswert: „Heimat, dies prozeßhaft Vermittelbare, doch Ausstehende, Unnachlässliche hat zuerst die letzthinnige Evidenz von Wahrem an sich, in sich; zentral problemhaft wohnt Angelangtsein utopisch im Kern von guten Möglichkeiten, in der Treue dazu.“¹ D.h.: Heimat ist nicht etwas *geographisch* oder *biografisch* Gegebenes, sondern etwas, das allem Gegebenen vorausliegt; als Spielraum von Möglichkeiten des Andersseins.

Suche nach Heimat heißt, nach diesen Möglichkeiten Ausschau zu halten und sich nicht von der Macht des Faktischen bestimmen zu lassen. Das Mögliche und progressiv zu Verwirklichende ist wichtiger als die Wirklichkeit. Bloch zitiert den bekannten Ausspruch Hegels, mit dem er in der Verteidigung seiner Dissertation auf den Vorwurf reagierte, dass seine Theorie nicht mit den Tatsachen übereinstimme. „Umso schlimmer für die Tatsachen“ soll er gesagt haben. Diese Devise macht sich Bloch zu eigen.

Was Bloch mit „Heimat“ meint, ist eine Analogie zu dem, was die jüdisch-christliche Tradition „Reich Gottes“ nennt. Heimat als Reich Gottes. Sie wird dort wirklich, wo das, was zusammen gehört, aber getrennt ist, wieder heil sein wird; wo der Mensch zur Ruhe kommt in seinem endlosen Streben nach dieser Ganzheit, wo er loslassen und sich einlassen kann auf die Fülle des Seins in der Gegenwart Gottes. Wie ein Kind, das beim Spielen die Zeit vergisst.

Jürgen Moltmann hat mit seiner „Theologie der Hoffnung“ die Philosophie Blochs in die Theologie hinein übersetzt. Ich lese aus einer biografischen Notiz Moltmanns: „1960 ‚entdeckte‘ ich Ernst Bloch: ‚Das Prinzip Hoffnung‘. Ich las es in der DDR-

¹ Experimentum Mundi 60

Ausgabe während eines Urlaubs in der Schweiz und war so fasziniert, dass ich nichts mehr von der Schönheit der Berge sah. Mein spontaner Eindruck war: Warum hat sich die christliche Theologie ihr ureigenstes Thema entgehen lassen? Berief sich Bloch doch auf den ‚Exodus und die messianischen Partien der Bibel‘ (Vorwort, 17). Und wo ist der urchristliche Geist der Hoffnung auf das Reich Gottes in der heutigen etablierten Christenheit geblieben?“²

Man könnte auch fragen: hat die Theologie vergessen, von Heimat im prophetischen Sinn zu sprechen? Ist sie zu sehr mit der Pflege ihrer akademischen Tradition beschäftigt?

Moltmann ging an einer entscheidenden Stelle über Blochs neomarxistische Eschatologie, die auch aus jüdischen Wurzeln gespeist ist, hinaus: Für Bloch muss die zukünftige Heimat durch den Menschen aus eigener Kraft verwirklicht werden. Für Moltmann hat die Zukunft selbst Kraft. Sie kommt auf den Menschen zu und wirkt gewissermassen von vorne in die Geschichte hinein. Es ist der wiederkommende Christus, der den Menschen entgegengeht und sie zum Reich Gottes, d.h. zum kosmischen Schöpfungsfrieden als zu ihrer letzten Heimat hin zieht. Zukunft bricht mitten in der Geschichte auf, wo Christus ankommt.

Der „adventus“ – das Ankommen Christi in der Geschichte – ist die Kraft, die die von Bloch geforderte Umwandlung der Geschichte zur Heimat vorantreibt. Heimat ist Gegenstand messianischer Verheißung.

Moltmann bezieht diese Verheißung auch auf die sozialen, ökonomischen und politischen Verhältnisse der Welt. In seinem Buch „Gott in der Schöpfung“ schreibt er: „Der Inbegriff der messianischen Verheißungen der Armen und der Hoffnungen der Entfremdeten für diese Welt ist: ‚Heimat‘. Das bedeutet die Wohnlichkeit im Dasein, die entspannten und befriedeten Beziehungen von Gott, Mensch und Natur“ (19). Die Wohnlichkeit im Dasein – das entspricht ganz der Botschaft der priesterschriftlichen Schöpfungserzählung, in der es um die Welt als gutes Lebenshaus geht. Es soll gut für alle sein, so dass es keine unfreiwillige Migration geben müsste. Noch ist das eine Utopie, aber eine, die das Handeln der Christen motivieren und regulieren sollte. „Gehet hin in alle Welt und schafft Heimat“, so könnte man den mit dem christlichen Glauben verbundenen Globalisierungsauftrag aus Mt 28 verstehen. Dieser Auftrag in „Mathei am Letzten“ ist verbunden mit der Zusage einer zeitlosen Beheimatung. „Christus spricht: ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“. Darin unterscheidet sich die christlich-theologische von der philosophischen Vision.

Nach christlichem Verständnis ist dem Menschen seine Heimat in der heilsamen Gegenwart Gottes bereitet. Sie kommt auf ihn zu. Er muss nur offen dafür sein. Nach Blochs Philosophie muss die Menschheit selbst sie bereiten. Und wie man diese Menschheit kennt, führt das zu immer neuen Partikularismen, d.h. zu Ausschlüssen von Menschengruppen, von denen man meint, dass sie in dieser Heimat nichts verloren hätten.

² Wie ich mich geändert habe, 25.

4. Missbrauch des Begriffs Heimat

Heimat ist ein missbrauchter Begriff. Der erste Missbrauch besteht in einem traditionalistischen, rückwärtsgewandten Verständnis. Bloch: „Da heißt es also sozusagen, daß man gern zurückkehren möchte an den Kurfürstendamm oder irgendwohin in eine Kleinstadt. So darf Heimat nicht verstanden werden. Das landet im Spießertum und nicht in einer revolutionären Inwendigkeit, die auswendig geworden ist...“ (TLU, 220). Er warnt davor, den Begriff „Heimat“ als „Waffe der Reaktion“ zu missbrauchen, etwa im Sinne einer reaktionären Blut- und Boden-Ideologie (EZ, 16). Nach der biblischen Reich Gottes Theologie, die Moltmann im Sinne einer adventlichen Christologie interpretierte, liegt Heimat in der noch ausstehenden Erfüllung allen Seins, in der eschatologischen Geborgenheit in Gott.

Der zweite Missbrauch des Begriffs „Heimat“ liegt in einem exklusiven Verständnis, das sich in der Unterscheidung und Abgrenzung der Einheimischen von den Fremden artikuliert. Gegenüber einer solchen Partikularität, ist das Verständnis von Heimat, das ich hier aus biblischen, theologischen und philosophischen Quellen herauszuarbeiten versucht habe, ein universales. Heimat in diesem Sinne bezieht sich auf alle Menschen, auf die Natur, auf die sozialen ökonomischen und politischen Lebensverhältnisse. Heimat als Beheimatung im Vaterhaus Gottes ist da, wo Menschen Gerechtigkeit widerfährt, wo sie sich angenommen und gut aufgehoben fühlen. Das Evangelium ist ein Identitätsversprechen, das alle anderen identitätsdefinierenden Instanzen relativiert (Gal 3,28). Es ist die Mission der Kirche, einzutreten in die globale Bewegung der Liebe Gottes zur Welt und sich von ihr durch Christus zum Vater ziehen lassen. So findet sie Beheimatung und kann Beheimatung weitergeben.

Reinhold Bernhardt